



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Miquel und Bennigsen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Miquel und Bennigsen



an mag über Eugen Richter sagen, was man will, und über seine „Unentwegtheit“ so viel spotten, wie man Lust hat, aber ein ganzer Mann ist er doch, und im deutschen Reichstage darf er so wenig fehlen wie im preußischen Abgeordnetenhaus. Die Nationalliberalen lieben ihn freilich nicht, aber man kennt den Grund ihrer gelegentlichen Verstimmung. Sich eingestehen zu müssen, daß man in der Vertretung des liberalen Gedankens schon seit langem nicht mehr so glücklich ist wie die Freisinnigen, die in Richter ihren nie fehlenden und nie versagenden Führer haben, ist gerade keine Annehmlichkeit, umso weniger, als es an Beredsamkeit in den Reihen ihrer Parlamentarier nicht fehlt. Es war deshalb auch nicht zu verwundern, daß, als Richter seine erste große Rede zur Verwerfung der Vereinsgesetznovelle gehalten hatte, die nationalliberale Presse ihre Aufmerksamkeit nicht so sehr dem zuwandte, was als wesentlich gelten mußte, sondern daß sie ihrer besondern Freude über das Ausdruck gab, was aus der bloßen Parteibetrachtungsweise hervorgegangen war. Der Führer der Freisinnigen hatte von den Rechten der Menschheit in einer Weise gesprochen, die in freier Höhe über dem Dunstkreis aller Parteien lag, aber war dann bald wieder in jenen Jargon verfallen, der die von ihm selber ausgebildete Eigentümlichkeit seiner Partei ist. Das Urteil, das er gegen das Ministerium schleuderte, war ähnlich wie das Jehovas über die Stadt Sodom: es ist auch nicht ein Gerechter in ihm, die ganze Regierung ist reaktionär. Es wäre die thörichteste Einbildung, der sich das Volk hingeben könne, zu glauben, daß auch nur einer der Minister sich seiner Rechte annehmen werde, sie sind alle mit derselben Brähe vorsündflutlicher Regierungsweisheit übergossen. Deshalb fort mit ihnen allen!

Solche Worte waren süßer Wohlklang in den Ohren der nationalliberalen Zionswächter. Hört, hört! Sie sind alle in derselben Verdammnis, da ist auch — Ja, aber nur keinen Namen nennen, man kann nicht in die Zukunft sehen, und wir wissen ja doch alle, wer gemeint ist. Gar zu gern hätte die nationalliberale Presse „voll und ganz“ in das Verdammungsurteil der Freisinnigen mit eingestimmt, aber das ist es ja gerade, daß uns die Vollheit und die Ganzheit fehlt. Es ist gut, wenn die Thüren offen gehalten werden: wer weiß, ob man nicht in nächster Zeit schon selbst aus der einen hinausschlüpfen und in die andre den verlorenen Sohn wieder hereinflassen muß. Ach Gott, wenn es doch noch so wäre wie früher! Aber seit der Aufstellung des Heidelberger Programms ist er immer unsicherer geworden, und jetzt — dem Himmel sei Dank, daß wir wenigstens den andern noch haben! Bennigsen will zwar gehen, und das ist ihm nicht zu verdenken, denn das Leben ist ihm von oben her sauer genug gemacht worden, aber er ist doch der unsre geblieben, und das ist nicht bloß ein Trost, sondern giebt uns auch Mut und Kraft, auf den unsichern Pfaden weiter zu wandern, in die uns die unklare Politik der Regierung getrieben hat. Noch hören wir den starken Flügelschlag seines Geistes zu unsern Häupten, laßt uns getrost der von ihm gewiesenen Bahn folgen: es giebt keine, die zu bessern Zielen führte!

So sprechen oder denken die Nationalliberalen, und in ihrer großen Mehrheit glauben sie es auch, aber es wäre besser für sie und das deutsche Volk, wenn sie es nicht dächten und glaubten. Rudolf von Bennigsen ist allerdings noch mitten unter ihnen, aber er ist ein anderer, als der vor Jahrzehnten den Kern des Bürgertums zu politischer Thätigkeit aufrief. Zu so hoher, daß sich die häßliche Stimme der Selbstsucht neben ihren reinen Akkorden kaum hörbar machen konnte. Aber vor dieser Zeit lag noch eine andre, die in dem rückwärts blickenden Geiste fast noch schönere Erinnerungen wachruft. Oder kann der vaterlandsliebende Mann, der geschichtlichen Sinn für große politische Wandlungen hat, ein erhebenderes Andenken feiern, als wenn er aus ferner Zeit wieder die Töne in seinem Ohr erklingen läßt, die die dramatische Verschlingung in dem Abbruch des deutschen Partikularismus anstimmten? In Hannover hatte Bennigsen den sogenannten Antrag auf Anschluß an Preußen gestellt, und sein Freund Miquel hielt dazu die Verteidigungsrede. Niemals hat der jetzige Vizepräsident des preussischen Staatsministeriums besser gesprochen. Die durch das Gewicht des großen Augenblicks verursachte persönliche Erregung mag der Bildung dieses Urteils förderlich gewesen sein, aber es ist dennoch eine Thatsache, daß nirgends in einem Drama die musikalische Begleitung zu der fortschreitenden Handlung besser gestimmt hat, als damals in den Miquelschen Worten die rednerische Leistung zu den großenteils noch verborgen liegenden Motiven der schaffenden Staatskunst. Der, der diese Worte schreibt, war in jenen Tagen ein junger Mann, aber trotz der einunddreißig Jahre, die seitdem

verfloßen sind, ist die Wärme seiner Empfindung in der Erinnerung an die Rede noch ebenso lebhaft wie in jenen erregten Tagen selbst. Welchen Wert die Auseinandersetzungen Miquels hatten, konnte man am besten aus der Wirkung ersehen, die seine Worte auf der Seite seiner Gegner hatten. Der welfische Abel war in großer Anzahl auf der Zuhörertribüne versammelt. Als der Redner stockend und mit schwerem Atem begann — es war natürlich, daß die Wucht des Augenblicks seine Brust beklemmte —, da lag Hohn und spöttisches Lächeln auf den Gesichtern der vornehmen Herren, aber unter den Stößen der immer freier hervorquellenden Worte wandelte sich die Geringschätzung in tiefen Ernst; und nichts war anerkennender, als das finstere Schweigen, womit die Grafen und Barone die Rede ihres Feindes bis zu Ende anhörten.

Sa, es waren erhebende Tage für den Patrioten, der die Hoffnung auf die endliche Lösung der deutschen Frage in seiner Brust nicht ersticken konnte, und hell, eine schöne Zukunft verheißend, glänzte das hannoversche Sternennpaar der Morgenröte voraus, die am östlichen Himmel rotstrahlend heraufgezogen kam. Seitdem haben die beiden in derselben freundschaftlichen Zusammengehörigkeit ihren glänzenden Weg fortgesetzt; ihr Ruhm vergrößerte sich von Tage zu Tage, und fast schien es, als ob die Anerkennung, die dem einen zu teil wurde, nur dazu diene, die Ehre des andern zu mehren. Lange Zeit ist es so geblieben, und kaum dachte einer, daß es jemals anders werden könnte. Da hat die Zeit doch allmählich eine Wandlung herbeigeführt. Daß Bennigsen auf dem Wege, der dem höchsten Ziele zuführte, allmählich Halt gemacht hat, kann uns zu beweglicher Klage stimmen, aber es ist eine Wahrheit, die deshalb, weil sie uns bekümmert, nicht verschwiegen werden darf. Auch nach den Gründen zu forschen, dürfte müßig sein. Ob er wie andre von dem „allzu Menschlichen“ niederwärts gezogen worden ist, das zu erörtern ist für den Augenblick nicht minder unwesentlich, als wenn jemand die Frage aufwerfen wollte, ob er in Wirklichkeit die Überzeugung habe, daß mit den Thaten des Nationalliberalismus die deutsche Welt in den Zustand der Vollkommenheit gehoben sei, über den hinaus ein weiteres Vordringen ausgeschlossen sei. Vielleicht könnte einer der Meinung sein, daß sich Bennigsen in den Schlamm des Parteizwanges habe hinabziehen lassen; es ist in der That nur wenigen Menschen gegeben, sich im Drange des Lebens die Freiheit zu wahren, die nur aus sich selber den Antrieb alles Handelns nimmt. Aber es nützt uns hier nichts, sagen zu können, daß auch er, während er zu schieben glaubte, schon seit langem geschoben worden sei. Worauf es ankommt, das ist, es unumwunden auszusprechen, daß der Führer der Nationalliberalen samt seiner ganzen Partei schon seit langem nicht mehr auf der Höhe der Zeit steht. Bei den vielen Fragen von untergeordneter Natur trat das nicht so deutlich erkennbar zu Tage, auch will sich der Menscheng Geist an kleinen Dingen nicht

gern über das Wesen irgend eines Gegenstandes belehren lassen. Die Ereignisse, die sich bei Gelegenheit des Baues einer Sekundärbahn abspielen, haben für das Fassungsvermögen des gewöhnlichen Menschen nicht die Beweiskraft wie dieselben Vorgänge, die vielleicht die Herstellung einer Weltverbindung mit sich führen würde. Im Hannoverischen wird auf dem Gebiete eines 1803 mediatisirten Reichsfürsten eine Kreisbahn gebaut. Aus allen irgend in Betracht kommenden Gründen hätte der Anschluß an die Hauptbahn in dem Orte hergestellt werden müssen, der auf Grund einer großen Industrie, eines lebhaften Handels und einer seinem Reichtum entsprechenden Steuerquote über den dritten Teil der Bedeutung des ganzen Kreises in Anspruch nimmt. Dennoch wird die Verbindung in dem Städtchen bewerkstelligt, über dessen gleichgiltigen Rauchfängen sich die krenelirten Mauern des alten Feudalschlosses erheben, und auf dem Eröffnungsbankett sagt in Gegenwart des Oberpräsidenten von Bennigsen dessen Untergebner, der dem Kreise vorstehende Regierungspräsident, daß aus wirtschaftlichen und historischen Gründen der Anschluß in der fürstlichen Residenz habe gemacht werden müssen. Für das „historisch“ könnte einer, der Humor hat, billigerweise einiges Verständnis haben, denn da im Mittelalter dem Bauern die Hosen stramm gezogen wurden, so zuckt schon aus Gewohnheit die Hand des gebietenden Herrn darnach, dieselbe Thätigkeit auch in der Neuzeit zu üben. Dagegen wollen bei dem Umwege, den die Bahn macht, und bei der dadurch verursachten Verteuerung der Transportkosten die wirtschaftlichen Gründe den reisenden Leuten und denen, die Waren zu versenden oder zu empfangen haben, noch immer nicht einleuchten. Trotzdem hat diese sonderbare Weisheit Billigung bei einem Manne gefunden, der im Jahre 1866 den Partikularismus an einer andern Stelle so gründlich abgethan hat.

Wenns weiter nichts ist! sagt der deutsche Philister und legt sich aufs andre Ohr, um weiter zu schlafen. — Verzeihung, ein Panamaskandal ist das zwar nicht; aber er hat doch allerlei an sich, woran sehr wohl eine zeitgemäße Betrachtung geknüpft werden kann. — So? Also darauf läuft die Anzapfung hinaus? Aber denken Sie an den Rektor Alwardt. Rudolf von Bennigsen ist über alle moralischen Verdächtigungen erhaben. — Noch einmal Verzeihung, daß ich störe. An eine moralische Verunglimpfung ist nicht im entferntesten gedacht worden. Wenn irgend etwas dazu gesagt werden darf, so ist es das — — Nun, wenn Bennigsen moralisch unantastbar ist, so mögen Sie sich beruhigen. Dergleichen Dinge kommen überall und alle Tage in der Welt vor. — Gewiß, aber Sie wollen es mir zu gute halten, daß ich das Ding an dem Führer der Nationalliberalen nicht loben kann. Ob es moralisch ist oder nicht, darüber maße ich mir kein Urtheil an, aber ich frage, wo der Liberalismus bleibt, dessen Hort der vornehme Herr ist, wenn er es geschehen läßt, daß dem fürstlichen Standesherrn zugewendet wurde, was der Allgemeinheit

zukam. — Ach Gott, mit dem Liberalismus, nicht mit dem, wie er im Wörterbuche der Partei steht, sondern in seiner ursprünglichen wahren Bedeutung sieht es überhaupt bei den Nationalen recht wasserblau aus. Die tiefere, fattere Farbe wird erst dann wieder hervortreten, wenn eine reinere Sonne durch die Dinge hindurchscheint, eine Sonne, deren Wärme das Eis der Selbstsucht in den Herzen zum Schmelzen bringt und das Wasser von den eignen Mühlen auch auf die Räder der andern treibt. Auf das Gesezgemachen, worauf man sich besonders in der nationalliberalen Partei so viel zu gute thut, kommt es wahrhaftig nicht bloß an. Die beste Gesezgebung taugt nichts, wenn der treibende Geist fehlt, der allein die Worte zur Wahrheit macht. Ohne diesen Geist ist sie ein übertünchtes Grab, ein Gehege, das zwar dem Auge wohlgefällig, aber innerlich vom Wurm zerfressen ist, der Fußtritt des ersten besten Gewaltmenschen wirft es zu Boden.

Die Klage der Nationalliberalen über die Ungunst der Zeiten ist ja sehr beweglich, aber nicht andre, vor allem nicht die Regierung sollten sie beschuldigen, sondern auch hier gilt es, an die eigne Brust zu greifen. Versucht erst einmal wieder, im besten Sinne des Wortes liberal zu werden, und wenn ihr es geworden seid, so wird es euch wie Schuppen von den Augen fallen, und die Erkenntnis wird vor euch stehen, daß auch euerm nationalen Geiste die wahre treibende Kraft fehlt. Die nationalen Güter werden nicht nach einer vorher aufgestellten und für alle Zeit giltigen Schablone gewahrt, sondern nach den Voraussetzungen, die die stets wechselnde Zeit dem Leben einer Nation bringt. Wohl dem Volke, das sein Dasein für solche Voraussetzungen offen hält! Selbst China läßt seine Mauer in den Staub sinken, um wieder in Zusammenhang mit dem Leben zu gelangen, von dem es umflutet wird, und wenn es klug ist, so beklagt es die von Japan empfangne Niederlage nicht, sondern zieht die ihm dienliche Lehre daraus. Die Einheit und der Bestand einer Nation beruht oft auf ihrer Ausdehnungsfähigkeit. Es kann niemand einfallen, einer wilden Eroberungssucht das Wort reden zu wollen, aber ein Volk kann in die Lage kommen, erobern zu müssen; thöricht wäre es, nicht jede Gelegenheit des Zugreifens mit aller Kraft zu benutzen. Moralische Faselien sind hier so wenig am Plage wie im Sturm der Schlacht die Hoffnung des Soldaten, der ihm gegenüberstehende Feind werde ihn aus Mitleiden schonen. Selbst wenn eine naheliegende Möglichkeit da wäre, daß er es thäte, so würde es doch sicherer sein, die drohende Gefahr mit Gewalt aus dem Wege zu räumen.

Die Geschichte aller Völker und aller Zeiten beweist, daß sich diese Notwendigkeit niemals zwingender auf das Leben der Völker legt, als wenn sie aus dem engen Kreise bloß kontinentaler Wirksamkeit an die Grenze treten, auf der sie mit der Woge des Meeres in Verbindung mit aller Welt gezogen werden. In gewissem Sinne leichter würde ja das Dasein für sie sein, wenn

sie in solchen Augenblicken nur aus sich selbst bestimmen könnten, ob und wie weit sie dem Zuge folgen wollen, der von dem Atem des Meeres ausgeht, aber das ist es ja gerade, daß die Entscheidung darüber nicht in ihrem Belieben liegt, sondern daß es von der Berührung abhängt, in die sie mit andern Nationen geraten. Deutschland ist, nachdem es 1866 seine Einheit begründet und im Jahre 1870 den endgiltigen Beweis für das Recht seines nationalen Bestehens gebracht hat, mit jedem Jahre fester von den Klammern dieser Notwendigkeit umfaßt worden, und das ist, wenn man sich nur den Inhalt der genannten Jahre vergegenwärtigt, ein so naturnotwendiger Zug, wie nur jemals einer in dem Leben eines Volkes sichtbar geworden ist. Auf die mit Blut und Eisen herbeigeführte Einigung folgte der mit denselben Mitteln gebrachte Berechtigungsnachweis für die europäische Stellung des neuen Reichs; es muß, und wenn es auch nicht wollte, in derselben Weise den Beweis für das Recht der von ihm erstrebten Weltmachtsstellung bringen. Es ist eine ebenso heilige nationale Pflicht, diese Machtsstellung zu erstreben und mit allen Mitteln zu behaupten, wie jede von den Obliegenheiten, deren sich das deutsche Volk unter Führung seiner besten Männer mit so viel Geschick erledigt hat.

Unter Führung seiner besten Männer! Zu ihnen gehörte in erster Reihe Rudolf von Bennigsen. Keiner hatte in den großen Jahren ein besseres Verständnis für das, was geschehen mußte, als der Gründer des Nationalvereins. Und jetzt? Er, dessen Schlachtruf die Müdesten aus dem Schlafe aufweckte, ist säumig und Vertreter einer Zauderpolitik geworden, die glaubt, mit der Ausführung eines Flottenbauplans, der noch nicht einmal ausreicht, jahrelang warten zu können. Bennigsen empfiehlt in einer Angelegenheit, die keinen Augenblick Wartens verträgt, eine Staatskunst des Lavirens und Windabfangens an Stellen, wo sich irgend ein Lüftchen regen mag. Wenn es dieses Jahr noch nicht ist, so geschieht es das nächste; mag sich die Regierung nur auf uns verlassen. Aber sie darf nur nicht an Auflösung des Reichstags oder gar an einen Konflikt denken, darnach ist die Sache nicht angethan. Die Lauheit, mit der der nationalliberale Führer für die wichtigste Sache eintrat, die seit den Tagen der Armeeorganisation eine deutsche Volksvertretung beschäftigt hat, wurde noch bezeichnender dadurch, daß er den Gegenparteien die Versicherung gab, die einmalige Bewilligung verpflichte den Reichstag keineswegs, auch die demnächstige Forderung der Regierung gutzuheißen. Heiliger Marcus Tullius aus schwerer römischer Konfliktzeit, was war das trotz alles rhetorischen Schmuckes für eine schlaffe Rede! Schlaffer hast du die deinige auch nicht gehalten, als du vor einem Verfassungsbruch zittertest, der doch so notwendig war, wenn die Republik erhalten werden sollte.

Die Jünger mögen es beklagen, daß der Meister sein Amt niederlegen und zugleich auf seine parlamentarische Thätigkeit verzichten will, aber anklagen

fönnen sie niemand anders als ihn selber, daß es so gekommen ist. Vielleicht dürsten sie auch mit gutem Recht den schweren Posten auf ihr eignes Konto bringen, aber das steht auf einem andern Blatte und soll uns hier nicht bekümmern. Ohne Zweifel ist es gut so, wie es gekommen ist, selbst für die nationalliberale Partei. Bennigsen wird gehen, aber Miquel bleibt. Freilich kann ihn die Partei nicht wohl als den ihrigen anerkennen, doch bewährt sich auch hier vielleicht der Spruch, daß der Stein, den die Bauleute verworfen haben, zum Eckstein werden wird. Es giebt Leute, die behaupten, daß Bennigsen von der Partei hinabgezogen und von dem Bleigewicht des Parteiprogramms erdrückt worden sei. Lassen wir das dahingestellt, und hoffen wir, daß Miquel sie wieder zu sich emporhebt und von der Bürde an ihren Füßen befreit. Die nationalliberale Partei muß wieder richtig gehen lernen, sie ist mit ihrem liberalen linken Beine nicht minder ins Humpeln gekommen, als mit ihrem nationalen rechten.

Ach, was hat man nicht alles an dem Manne, der jetzt gekommen ist, auszusagen gehabt! Man hat ihm die Auslassungen seiner brausenden Jugend zum Vorwurf gemacht und ihn getadelt, daß er den politischen Ansichten seiner zwanziger Jahre nicht treu geblieben sei. Als ob bloß die Sozialdemokraten das Recht hätten, sich zu mausern, und als ob es nicht auch Miquel zustünde, mit seinen höhern Zielen zu wachsen! Muß denn durchaus jeder zur Parteidummie werden wie der Abgeordnete Liebknecht? Es sollte doch eitel Freude unter den Menschen sein, daß der Geist, der in allen Einzelwesen der ihrige ist, die Fähigkeit hat, jeden Augenblick neues Licht in sich aufzunehmen und es zum besten von seinesgleichen wieder auszustrahlen. Der neue Vizepräsident des preußischen Staatsministeriums soll von einem ungeheuern Ehrgeiz geplagt sein, und man beruft sich dabei auf ein Wort Bismarcks. Mag sein, aber er hat diesen Ehrgeiz nirgends anders als im Dienst einer Allgemeinheit geltend gemacht. Man kann sich über vieles in der Welt ärgern, aber man sollte keinen Anstoß an einer Eigenschaft nehmen, die auch das Erbteil aller und jedenfalls die Mutter alles Guten und Schönen auf Erden ist. Oder ist nicht etwa der persönliche Trieb überall das erste, das die Dinge in Fluß bringt?

Für Leute, die keinen Sinn für das Wesen Miquels haben, schimmert er in allen Farben des Chamäleons. Eugen Richter hat das in die Worte aus Wallensteins Lager gekleidet: Weiß doch niemand, an wen der glaubt! Ist das Zufall, oder thut sich hier wirklich eine tiefere Beziehung kund? Der freisinnige Volkstribun hat in der That häufig etwas von dem eisernden Kapuziner an sich, der selbst für die Größe Wallensteins das Maß in seiner Rutte trägt. Für wen hätte es der „Unentwegte“ nicht immer in der Tasche gehabt? Er hat Bismarck gemeistert, und Miquel ist an das Anlegen seiner Schablone schon so gewöhnt, daß sie ihm schon lange nicht mehr Unbequem-

lichteit, sondern nur noch Heiterkeit bereitet. Es ist wahr, als Finanzminister hat der viel gewandte Mann seinen Namen unter das übelberüchtigte Schulgesetz gesetzt und in seiner neuen Stellung muß er die Novelle zum Vereinsgesetz verteidigen. Wer nicht weiter sieht, als ihm der Horizont seiner hausbacknen Politik gestattet, der wird allerdings ein Zetergeschrei erheben, aber wer einen tiefern Blick in den Gang der Geschichte gethan hat, der weiß, daß die Wege, die leitende Männer gehen müssen, nicht immer gerade sein können. Auch versteht er es, wenn sie nicht selten in Gesellschaft von Personen und in Verbindung mit Dingen gesehen werden, die sie beide nach freier Wahl nicht um sich dulden würden. Es ist eine Folge aus der Realität des uns umdrängenden Lebens; der Einzelne allein, und wäre er der größte, kann es nicht ändern.

Für den Volksvertreter ist es leicht, seine Wahl zu treffen. Das Parteiprogramm liegt fertig vor ihm, er braucht nur in die ausgetretenen Schuhe hineinzuhüpfen, und nun trabt er, ohne daß ihn die Hühneraugen drücken, überall mit hin, wohin die Parteileitung ruft. Wenn es doch ein Minister auch nicht schwerer hätte, wie leicht würde dann das Regieren von der Stelle gehen! Aber der an oberster Stelle stehende Staatsdiener darf nicht an das Programm Eugen Richters glauben, ebenso wenig wie sich Wallenstein in die Weisheit der Kapuzinerkutte einschnüren lassen darf, wenn er seine Schlachthaufen dahin bringen will, wo er sie braucht. Der wackere Führer der Freisinnigen ist der Überzeugung, daß der Minister Miquel nur auf den für ihn bereit gehaltenen Wagen zu springen brauche, und daß er dann bequem an das allen ersprißliche Ziel fahren werde. Aber dasselbe glauben die Nationalliberalen, und erst recht die Agrarier und das Zentrum. Es ist zu verwundern, daß die Regierung nicht gerade bei uns Platz nimmt — so sagen sie alle; denn daß sie sich etwa vorspannen lassen sollte vor unser Fuhrwerk, daran ist vor der Hand nicht zu denken, es ist von jeher für die in Preußen Regierenden Tradition gewesen, selber zu fahren. Aber wenn man nur erst das Programm des neuen Ministers kenne, um genau sehen zu können, ob man an dem Karren ziehen darf, worauf er seine Regierungsgeschäfte verladen hat. Herr von Miquel fährt elegant genug vor und läßt sein Programm weithin leuchten: im Grunde ist es sehr schmeichelhaft für die Parteien. Durch euch alle scheint die Sonne der Wahrheit hindurch, sagt er, das unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, aber ihr dürft nur nicht glauben, daß jede einzeln von euch sie allein im Besitz habe. Deshalb tretet alle etwas zur Seite, die einen ein bißchen nach links, und die andern ebenso weit nach rechts, während ich das Zentrum bitte, einige Schritte aus der Mitte hervorzukommen, damit da etwas mehr Licht einfallen kann. Glaubt mir, wir werden dann alle in eine mittlere Linie einrücken, auf der allein, soweit das Menschen möglich ist, die Interessen aller gleichmäßig wahrgenommen werden können.

Es war die Politik der Kompromisse, die der Minister vortrug, von aller Zeit her die Weisheit, durch deren Bethätigung allein die Menschheit auf ihren schwierigen Pfaden weiter gekommen ist. War sie darum nicht auch im höchsten Grade liberal? Gewiß. Aber man reiße einmal Menschen los, die sich auf ein Programm haben festnageln lassen: eher wird man dem Esel sein Joch abgewöhnen. Hatte Miquel, als er mit heißem Bemühen seine Wahrheit vortrug, doch noch die Hoffnung, den einen oder den andern zur Umkehr bewegen zu können? Richter rief ihm zu, daß das, was er da sage, Bismarck seinerzeit auch schon gesagt habe. Als ob das nicht die größte Empfehlung gewesen wäre und für den Minister der kräftigste Aufruf, auf seinem Wege nicht müde zu werden! Ja, es geht den Menschen oft so, daß sie höchst weise gewesen zu sein glauben, und daß ihre Worte doch nur der Hauch von einem großen Haufen Thorheit waren. Phrasen nannte Richter die Erörterungen Miquels. Richter muß es ja wissen; in seiner Schule wird mehr von dieser Ware gefertigt, als vor den Regeln einer verständigen Schreib- und Redeweise stichhaltig ist. Darnach möchten wir die Auslassungen Miquels für den Ausfluß eines in seinem innersten Wesen liberalen Geistes halten, von dem selbst die Freisinnigen noch vieles lernen könnten. Daß sie es thun werden, ist freilich ausgeschlossen, dagegen darf man um so größere Hoffnung auf die Nationalliberalen setzen. Noch beklagen sie, um einen milden Ausdruck zu gebrauchen, den Abfall Miquels; deutlich tritt das in der Feindschaft der Partei gegen die Abgeordneten Hahn und Schoof zu Tage. Aber es sind untrügliche Zeichen, daß sie sich bestunen und erkennen werden, daß der, der einst mit Bennigsen ihr Führer war, nicht von dem Geiste des Nationalliberalismus abgefallen ist, sondern nur von seiner Schablone.

Die Nationalliberalen werden wieder liberal werden, und können es die alten nicht, so werden junge an ihre Stelle treten, die den neuen Most in ihren Schläuchen zu halten vermögen. Dann werden sie zu dem Inhalt dieser Schläuche auch den nötigen Zusatz von nationalem Geiste wieder erhalten, der ihnen abhanden gekommen ist, und es wird wieder eine richtige Mischung sein. In seiner Solinger Rede hat Miquel gesagt, daß Deutschland „kein Binnenland“ mehr sei, daß es „hinaus müsse,“ und daß es dazu der „erforderlichen Machtmittel“ bedürfe. Auch im preussischen Abgeordnetenhaus haben seine Zuhörer dieses neuen Geistes einen Hauch verspürt. Es war ein Hauch der Erlösung und der Befreiung wie der Atem des Frühlings, der die Decke der Erstarrung von den Bächen und Flüssen der Thäler wegzunehmen beginnt. Er wird nicht aufhören, weiter zu erwärmen und seine belebende Kraft in die Tiefen auszuströmen. Dann werden sich die Wasser in den Rinnsalen des Landes sammeln und sich zu einem großen nationalen Strome vereinigen, in den alle Kummerlichkeit ausfließen wird. Was ist es, das uns immer wieder die Zeit Robert Walpoles in der englischen Geschichte in die Erinnerung

bringt? Auch der große Brite war nicht bloß Finanzminister, sondern er mußte auch die Rinde von den Herzen wegzuschmelzen, die die Erkenntnis seiner kühnen Politik nicht eindringen lassen wollte.



Reserve- und Landwehroffiziere



egner des Militarismus lassen oft dem Reserveoffizierstande die abfälligste Kritik zu teil werden. Unbekannte und hier nicht näher zu bezeichnende Schwächen des Offizierstands, kleine und große, sollen bei den Reserveoffizieren in schönster Blüte stehen, und man macht sich umso mehr über diese Erscheinung lustig, als der Reserveoffizier natürlich nicht über das volle fachmännische Wissen und Können des Linienoffiziers verfügt und seine nur nebenamtliche Beschäftigung zweifellos mehr Pflichten als Ansprüche zur Folge haben sollte. Man bespöttelt, daß sich der Reserveoffizier nicht nur bei seinen Übungen als solcher fühlt, sondern daß er auch in seinem bürgerlichen Leben seine Stellung als Reserveoffizier überall mit Stolz, ja mit Überhebung zur Geltung zu bringen sucht, daß er in seiner Haltung, ja in der Art seines Urteils den aktiven Offizier kopiere und womöglich in erster Linie Reserveoffizier und erst in zweiter das sein möchte, was er wirklich ist.

In einer Beziehung wäre ja diese Erscheinung, wenn sie wirklich in großem Umfange vorhanden wäre, nicht unerfreulich: sie ließe den Schluß zu, daß sich die Offiziere des Beurlaubtenstandes mit den aktiven Offizieren eins fühlten, daß der Zeitgeist des Offizierkorps auch in ihnen lebendig sei, daß sich der Reserveoffizier in militärischen Kreisen wohl befinde, und daß er mit Feuereifer bei seiner Aufgabe sei. Wer aber die Verhältnisse, wie sie augenblicklich liegen, genauer kennt, wird etwas anders urteilen.

Gewiß, es giebt Gegenden, oder besser gesagt, Stände, für die jene Kritik der Reserveoffiziere viel wahres enthält. Ich habe es z. B. selbst erlebt, daß sich ein angesehenener Großgrundbesitzer des Ostens von seiner Dienerschaft ständig „Herr Leutnant“ anreden ließ und an ihn gerichtete Briefe unter der Adresse „Herrn Leutnant K.“ erbat. Aber der größere Teil der Offiziere des Beurlaubtenstandes hält sich doch von solchen Schwächen frei und übertreibt nicht die Bedeutung dieses Nebenamts. Im Gegenteil, in neuerer Zeit treten Anzeichen auf, die darauf schließen lassen, daß man weniger gern Reserveoffizier wird und — bleibt, daß man also nach Ableistung der gesetzlichen